

KAPITEL 3

Emilio Cortés ist 30 Jahre alt. Spanier. Multimillionär. Sieben große Bilder soll ich malen für ihn. Vier für seine Villa in Madrid und drei für seine Villa hier in Basel.

„Basel“, sagt er im Taxi, „ist eine prächtige Kulisse, wenn man das Mittelalter liebt. Wenn man hier spazieren geht, spürt man etwas von dem, was in Marinetti geglüht haben muss, als er den Krieg beschrieb : Der Krieg ist schön, weil er neue Architekturen wie die der großen Tanks der geometrischen Fliegergeschwader der Rauch-spiralen aus brennenden Dörfern und vieles andere schafft!“

Der Krieg ist schön, weil er im großen Stil Platz schafft. Platz für ein ganz neues Leben!

Der Spanier lebt seit einem Jahr hier in Basel. Nach einer Kindheit im Zentrum von Madrid und einer Jugend in LA, zwingt ihn eine Liebesgeschichte nach Basel!

Er produziert Filme. „Zum Zeitvertreib!“ sagt er. Er gibt eine Kunstzeitschrift heraus. Er will eine Galerie eröffnen. „Nicht in Basel“, sagt er. „In Madrid.“

Der Spanier könnte Models haben. Könnte sich mit Prinzessinnen vergnügen. Nein, es muss eine Kunststudentin sein: Miss No-name.

„Wieso nehmen Sie sie nicht mit nach Madrid?“ frage ich ihn. „Wieso muss ich hier in dieser Postkarten-Idylle malen? Warum muss ich drei Monate in dieser Provinz leben?“

„Sie kann jetzt nicht weg hier“, sagt er. Er hat sie selbst-verständlich eingeladen nach Madrid. Er will die Winter nicht hier verbringen. Es ist ihm zu kalt. Er trägt eine Pelzmütze. Er verkriecht sich in einem überdimensionalen Kunst-Pelz-Mantel von Gaultier. Und trotzdem friert er. Aber sie kann jetzt nicht weg. Sie kümmert sich um einen verwirrten alten Mann. Einen Juden aus Czernowitz. Und der wäre irritiert, käme da wieder eine andere Betreuungsperson.

Wir besichtigen drei Objekte, die als Atelier in Frage kommen. Das erste ist eine ehemalige Bäckerei gleich hinter dem Bahnhof. Zu dunkel. Und : Ich könnte da nicht schlafen. Es gibt hier keinen Raum für Träume. Es gibt kein Fenster, durch das ich in der Nacht in den Himmel gleiten könnte.

Objekt zwei ist eine sehr große Wohnung irgendwo in Kleinbasel. Ungeeignet. Es sei denn, man darf drei Wände niederreißen. Ein Telefonat mit dem Besitzer und wir gehen. Ich bin kein Ikonenmaler. Ich habe mich vor kurzem für 5 x 8 Meter Formate entschieden.

KAPITEL 4

Die älteste Notiz über mich steht auf dem arg beschädigten Bruchstück einer gebrannten Tontafel: 17,8 cm lang und 14,3 cm breit, das mit tausenden anderer Trophäen von der Nippur Expedition der Jahre 1895-1896 in die University of Pennsylvania gebracht wurde. Katalogisiert und archiviert im Jahre 1909 als „INCANTATION 10673 (III exp.box 13) / 1750 v.chr.“

In Kolonne VI heißt es: „Ein Leben gleich einem Gott gaben sie ihm!“

KAPITEL 5

Objekt drei. Ja! Ich bin zufrieden. Mit der Anlage des Raumes. Mit der Aussicht. Mit der Höhe der Räume. Mit den großen Fenstern als Sprungbrett. Objekt drei ist direkt am Rhein. Im vierten Stock eines Hauses mit Blick auf das Münster. Nicht weit davon entfernt ein Männerheim der Heilsarmee. Über den nächsten Haustüren steht: „Zur Reverenz“. „Zum roten Schneck“. „Uf dem Zwingel“. „Morgenbrödlin´s Hus erbaut vor 1345“.

An die Tür des Ateliers nagle ich einen Zettel : **krok**

So signiere ich auch die Bilder.

KAPITEL 6

Bad Dream.

„Es ist Nacht. Ich stehe in einem Garten. Schau auf ein großes Landhaus. Ein Schloss. Auf beleuchtete Fenster. Einen Mann sehe ich. Er legt eine Geige in einen Geigenkasten. Ich klopfe an die Fensterscheibe. Der Mann horcht. Er dreht sich um. Und da sehe ich: dieser Mann bin ich.

Ich setze mich erschöpft auf ein Bett. Meine Freundin liegt da. Schläft. Ich lege mich neben sie. Nehme sie in die Arme. ‚Inéz!‘ flüstere ich. ‚Inéz!‘ Ich will, dass sie aufwacht. Ich will, dass sie mich umarmt.

Ich spüre ein Kitzeln an den Füßen unter der Decke. Ich setze mich auf. Greife mit der linken Hand zu den Füßen. Und im selben Augenblick setzt sich eine Frau auf. Als hätte ich sie mit meinem Griff aufgeschreckt. Sie sitzt mir gegenüber. Auf meinen Beinen. Schreit. Fletscht die Zähne. Und beißt mich in den Hals.

Und da ist mein Herz offen. Und aus dem Herzen strömen Bilder. Ich sitze starr im Bett. Bin jetzt wach. Öffne die Augen. Schließe sie. Und spüre, wie die Bilder direkt aus meinem Herzen heraufströmen in meinen Kopf. In meine Augen. Auf der linken Seite. Ich will sie nicht sehen. Aber es gibt kein Wegschauen. Die Bilder sind im Auge. Maschinen sehe ich. Köpfe. Fratzen. Totenschädel. Verweste Körper. Feuer.“

Die Neurologin schaut mich an. Sie glaubt mir nicht. Sie hat Adornos Urteil über die Träume der Surrealisten im Ohr: „So träumt man nicht. Keiner träumt so!“ Sie ist 35, vielleicht 40. Schön. Eine aufregende Person. Mit schwarzen Haaren. Und leuchtenden Augen. Kräftig. Ein kräftiger Körper, der in einem dünnen weißen Mantel steckt. Nackt sehe ich diesen Körper. Nackt. Neben einem Bett. Neben einem weißen Stahlrohrbett. In einem Spital. Ich schließe die Augen.

Die Neurologin sagt: „Seit diesem Traum sehen Sie die Bilder?“

Ich nicke und taste nach der Augenbinde. Ich trage sie immer bei mir. Ich will mich schützen können vor den Bildern. Vor den Bildern der anderen. Ich will sie nicht sehen müssen.

Ich ziehe die Augenbinde aus der Tasche. Ich ziehe die Binde über den Kopf. Atme tief durch.

„Das heißt, wenn ich Sie richtig verstehe“, sagt die Neurologin - sie ist aufgestanden - „wenn ich sie richtig verstanden habe, dann ist das so: wenn Sie eine Person betrachten, dann sehen Sie die Person und gleichzeitig sehen Sie Bilder?!“

„Bilder aus dem Kopf dieser Person, ja.“

„Schwer vorzustellen. Beschreiben Sie mir doch den Vorgang. Was sehen Sie da? Haben Sie den Eindruck es beginnt wieder? Haben Sie deswegen diese Binde über die Augen gezogen?“

„Ich betrachte einen Menschen. Nehmen wir an Sie.“

„Nein nein, das muss nicht sein. Nehmen wir an in der Straßenbahn!“ sagt die Neurologin.

„Ich weiß nicht, wer der alte Mann ist, den Sie vor ein paar Tagen im Spital besucht haben“, sage ich. „Vielleicht Ihr Vater, Ihr Großvater.“

Ich nehme die Binde ab. Schau die Frau an. Sie schließt die Augen. Ihre Wangen werden bleich. Ich sage: „Er liegt dort. Er stirbt. Er versteht den Tod nicht. Er will nicht sterben. Aber er spürt, er ist dieser Gewalt machtlos ausgeliefert. Er sitzt an einem Klavier. Vor ihm tanzen drei Männer. Drei Männer in Uniform. Es sind Russen. Sie trinken. Sie fordern ihn auf zu spielen. Sie tanzen.“

„Hören Sie auf!“ sagt die Neurologin und setzt sich.

„Ein Tumor vielleicht?“ frage ich.

Sie schweigt. Lange schweigt sie. Dann sagt sie: „Nein nein, das klingt eher nach einer - wäre man nicht Naturwissenschaftlerin, könnte man das ganz locker formulieren - Ihr Problem klingt eher nach einer mystischen Union. Nach einem Akt von empathischer Identifikation mit den Gehirnfilmern anderer Leute. Nach einer gewaltigen Kraft der Öffnung von Nervenkanälen. Ein Tumor mit solchen Auswirkungen ist mir jedenfalls nicht bekannt. Das einzige was ich Ihnen raten kann: beobachten Sie sich weiter und kommen Sie wieder!“